

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 41 (1937-1938)
Heft: 11

Artikel: Der Napoleon
Autor: Bock, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668353>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sahst du ein Glück vorübergehn,
Das nie sich wiederfindet,
Ist's gut in einen Strom zu sehn,
Wo alles wogt und schwindet.

O starre nur hinein, hinein,
Du wirst es leichter missen,
Was dir, und soll's dein Liebstes sein,
Vom Herzen ward gerissen.

Blick unverwandt hinab zum Fluß,
Bis deine Tränen fallen,
Und sieh durch ihren warmen Guß
Die Flut hinunterwallen.

Hinträumend wird Vergessenheit
Des Herzens Wunde schließen;
Die Seele sieht mit ihrem Leid
Sich selbst vorüberfließen.

(Lenau.)

So wähle jeder nach seinem Wunsch und seiner
innern Stimme! Zuzeiten hat er Verlangen nach
dem lauten und lustigen Rhein. Aber es kommen
auch Tage, da er mehr mit sich selber beschäftigt
ist und Ruhe sucht, Versinken in der Natur und
Trost in der schweigsamen Größe verlorener Ufer
und Wälder.

Meeridylle.

Still und seltsam kommt die Nacht
Übers Meer hereingebrochen,
Kommt wie eine Spinne sacht
Tausendfüßig hergekrochen.
Auf den Dünen huscht es weiß —
Lichter sind's aus kleinen Fenstern,
Die wie Geister stumm und leis
Durch das Dämmergrau gespenstern.

Lüstern küßt den bleichen Sand
Mit dem dunkeln Mund die Welle,
Einer Nixe Haupt und Hand
Taucht empor im Mondlicht helle.
Ach, ihr Aug' prüft Wolk' und Wind
Sehnsuchtsvoll mit blauen Blicken:
Ob der Sturm ein Menschenkind
Ihr nicht mag zur Liebe schicken?

Otto Karl Bernhardt.

Der Napoleon.

Von Alfred Bock.

In der Wirtschaft zum Ritter in Bettenhausen hatten die Stammgäste eines Abends den Ludwig Wallbott, den glücklichen Besitzer der Plätschmühle, in der Hechel, wobei der Jockelsheinrich die Äußerung tat:

„Was hatt¹ dann all das Geschnaubel? Den Kopp reißt ihr ihm doch net ab, dem Napoleon!“

Die Ohren fingen das Wort auf, die Mäuler trugen es weiter, und von Stund an hatte der Plätschmüller den Spitznamen „Napoleon“. Mit einiger Berechtigung, sofern hier zum Ausdruck gebracht werden sollte, daß er ein großspuriger, herrschsüchtiger Mensch sei, der Mittel und Mittel besaß, seinen Willen durchzusetzen. Dazu kam, daß der Mann sich ein Ansehen gab, als ob er die Geseithheit mit Löffeln gegessen habe, und sich rühmte, noch von keinem hinters Licht geführt worden zu sein. Das war freilich bloß Dichterei. Sein eigner Schwager, der Olemoz, hatte ihn einmal gründlich beschuppt. Die Sache hatte sich folgendermaßen zugetragen. Der Napoleon und der Olemoz spekulierten schon lange auf ein Grundstück, das zwischen ihren Hofreiten lag. Dieser brauchte ein Stück davon, um einen bequemeren Zugang zu seinem Garten zu gewinnen, jener wollte auf der verbleibenden größeren Fläche eine Scheune erbauen. Endlich wurde der Platz feil und sollte öffentlich versteigert werden.

„Schwager“, sprach der Olemoz zum Napoleon, „wollen wir zwei uns treiben? 's wär zum Lachen. Bleib du ruhig daheim. Ich steig' den Blacken und geb dir hernach ab, was du brauchst.“

Der Napoleon, der bis dahin keinen Anlaß gehabt hatte, seinem Schwager zu mißtrauen, war's zufrieden. Der Olemoz ging zur Versteigerung und erhielt den Zuschlag auf sein Gebot. Als nun der Napoleon sein Teil haben wollte, sagte der Olemoz: „Ich hab' mir's überlegt, ich behalt's für mich.“

Da spuckte der Napoleon seinem Schwager ins Gesicht und war ihm todfeind.

Der Olemoz hatte einen schönen Hof, aber der Schnapsteufel tat's ihm an, daß er oft betrunken nach Haus kam und sein Weib schlug. Heimlich schlich die Annegret zu ihrem Bruder und klagte ihm ihr Leid.

Der Napoleon hielt auf Familie. Daß seine Schwester, für die er etwas übrig hatte, so schlecht angekommen war, nagte wie ein Wurm an seinem Herzen. Er hätte ihr gern geholfen, er wußte nur nicht wie.

¹ Müßt. ² Geschwätz.

Ist eine Eheschaft unglücklich auf dem Land, denkt kein Mensch an Scheidung. Man schreckt vor den Schwierigkeiten, zumal vor der Zersplitterung des Vermögens zurück, und läßt's lieber laufen, wie's läuft.

So trug die Annegret ihr Kreuz und wurde alt und grau vor der Zeit.

Es war acht Tage vor Fastnacht. Der Napoleon hatte zwei Schweine geschlachtet und Verwandte und Bekannte abends zum Schmaus geladen. Zuerst gab's Wurstsuppe mit Brotscheiben, darauf Sauerkraut, Erbsenbrei und Kesselspeck. Bei diesem Gang erhob sich der Hausherr, ein Glas Brantwein in der Hand, und sprach:

„Daß sich die Erwes mit dem Speck vertragen, wollen wir emal eins trinken.“

Zum Beschluß des Festmahls trug die Plätschmüllerin Bratwurst mit getrockneten Zwetschgen auf.

Während man wacker einhieb, erschienen verummumte Burschen und Mädchen und sangen:

„Wir haben gehört,
Ihr habt geschlacht
Und Wurst gemacht,
Schenkt uns eine
Und keine kleine.“

Unter allgemeiner Heiterkeit wurde das „Betelvolk“ gespeist.

Inmitten seiner Gäste saß der Napoleon breit und prozig. Was ging ihm auch ab? In seiner Mühle wurde der Molterkasten nicht leer, Tag und Nacht hörte man die Mahlgänge klappern. Am ersten jeden Monats fuhr er in die Stadt und brachte sein Geld auf die Bank. Ja, wer's Glück hatte, dem kalbten die Ochsen, und wenn er Brennesseln säte, gingen Dickwurz auf.

„Greift zu, ihr Leut'!“ rief er gut gelaunt. „Wann man beim Essen saubere Arbeit schafft, gibt's schön Wetter, vom schlechten sein ich kein Freund.“ Seine Blicke glitten über die eifrigen Schmauser. Die Verwandtschaft war vollzählig. Nur seine Schwester, die Annegret, fehlte. Als Frau des Dlemoß war sie gar nicht eingeladen worden. Ihr war beschieden, den Kelch des Unglücks bis auf die Hefe zu leeren. Wie lang war's her? Acht, vierzehn Tage. Da war ihre Tochter, die Mine, auf und davon gegangen, weil sie's bei dem greulichen Vater nicht aushalten konnte. Es hieß, sie habe in der Stadt einen Dienst angenommen. Ja, der Dlemoß, der Satansknochen! Wenn er an den dachte, lief ihm die Galle über.

Gegen zehn Uhr legte der Hannfried, des Napoleons einziger Sohn, ein Fäßchen Bier auf.

Die Weiber rückten zusammen, um ungestörter miteinander tuscheln zu können, die Männer griffen zu den Karten. Nur der Stoffel aus der Sackelsgasse tat nicht mit. Die Karten, meinte er, seien dem Teufel sein Gebetbuch, damit wolle er nichts zu schaffen haben. Eins über den Durst zu trinken, galt ihm hingegen als erlaubt. Daher hockte er bei dem Fäßchen nieder, goß ein Glas nach dem andern hinter die Binde und sang bierseelig vor sich hin:

„Mein Vater is ein Nagelschmied,
Was er sieht, das nimmt er mit
Drio, drio, la, la!“

Draußen hörnte der Nachtwächter zwölf. Da öffnete sich die Tür, und die Annegret, des Napoleons Schwester, schwankte herein. Eine Wunde klappte an ihrer Stirn. Ihr Mann, der Dlemoß, war toll und voll aus dem „Ritter“ heimgekommen. Als sie ihm seine lästerliche Aufführung verwies, hatte er sie blutrünstig geschlagen. Lieber wollte sie betteln gehen, heulte sie, als daß sie zu dem Teufelsbrand zurückkehrte. Sie bat ihren Bruder für die Nacht um Unterschlupf.

Die Weiber hörten das Lamento mit offenen Mündern an, die Männer legten die Karten hin. Der Napoleon aber sprang auf und schrie:

„Himmelsterngranatenmordgewitter! Alleweil is das Dippe voll!“ Krebsrot im Gesicht, mit funkelnden Augen verließ er die Stube, schritt über den Hof auf die Gasse hinaus und war eine Minute später in seines Schwagers Haus, das er seit sieben Jahren nicht mehr betreten hatte.

Eben kam der Dlemoß aus dem Oberstock die Treppe herunter. Er schwang ein Beil in der Hand und brüllte:

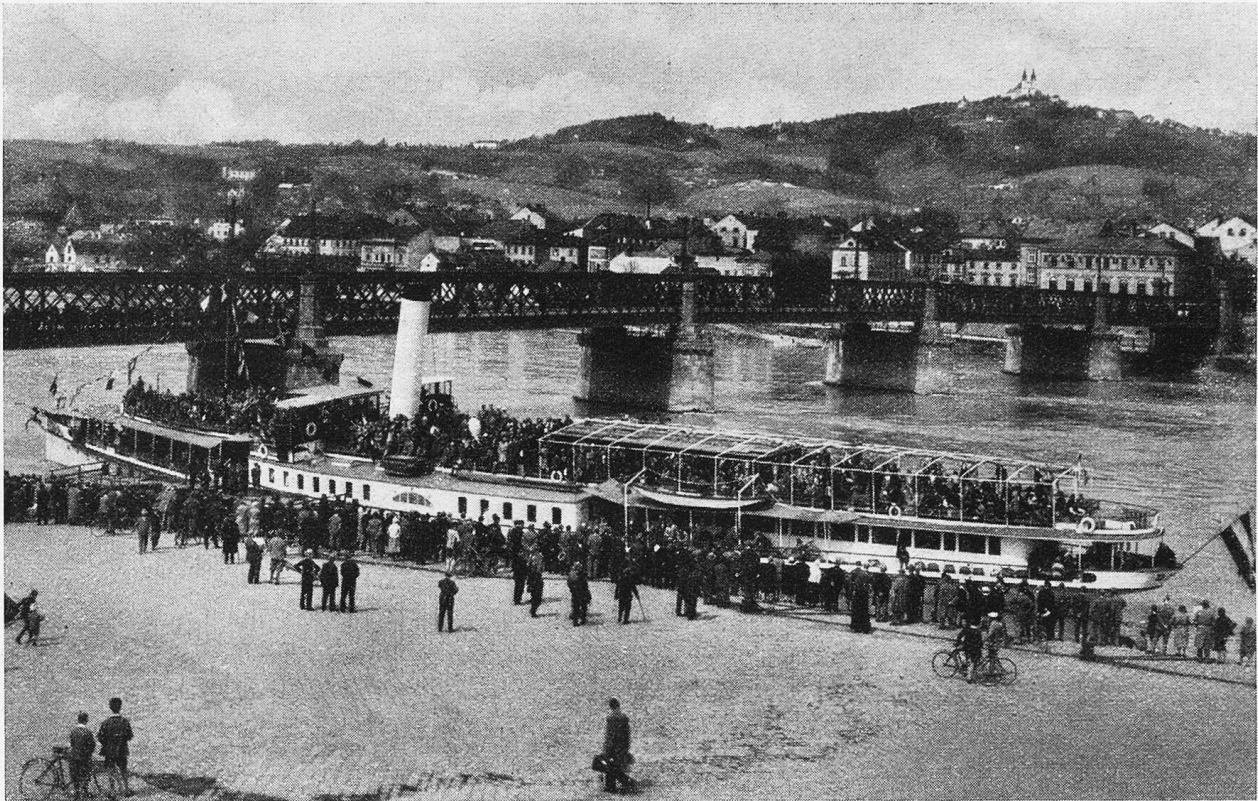
„Eckewischern, wo steckst du?“

Jetzt gewahrte er beim Lichtschein, der aus der Wohnstube drang, seinen Schwager. Einen Augenblick stuchte er, dann drang er auf ihn ein.

Der Napoleon als der Stärkere wand ihm im Nu das Beil aus der Hand, gab ihm einen Stoß, daß er rücklings zu Boden schlug und wie tot liegen blieb.

„Is he nu eweg?“ stieß er hervor, weißen Schaum vor dem Mund. „Ich glaub's noch net. So ein Luppel hat neun Leben wie eine Kat.“

Nahebei lag ein Waschseil. Das nahm er kurz entschlossen, schlang's dem Dlemoß um den Hals, schleppte ihn in die Wohnstube und hängte ihn am Mehlkrappen auf. Darauf schraubte er die blakende Lampe niedriger und ging.



Linz an der Donau. Eilschiff.

Auf der Straße sog er die frische Luft begierig durch die Rüstern. Es war ihm, als sei ihm ein Mühlstein vom Herzen gefallen. Der Olemoh, der schlechte Kerl, den er gehaßt, der seine Schwester mißhandelt und die ganze Familie verunehrt hatte, war rackemaustot. Gott Lob! Gott Lob!

Jeder Empfindung bar, daß er ein Verbrechen begangen, begab er sich wieder in seine Behausung, wo die Männer ein zweites Fäßchen angesteckt hatten und die Frauen sich an Kaffee und Kuchen labten.

„Ich sein drüben gewest,“ sprach er mit fester Stimme zu seiner Schwester, deren Stirn die Plätschmüllerin verbunden hatte, „he tut dir nix mehr, he hat sich am Mehltrappen uffgehunken.“

Die Weibsleut schrien auf, von Entsetzen gepackt. Die Annegret gab keinen Laut von sich. Ihre Blicke aber bohrten sich in ihres Bruders Augen. In diesem Augenblick wußte sie's: er hatte den Olemoh kalt gemacht.

Am nächstfolgenden Tag wurde der Selbstmörder ohne Sang und Klang begraben.

Raum daß er eingescharrt war, stellte sich die Mine wieder ein. Mutter und Tochter nahmen

sich mit Fleiß und Umsicht der verlotterten Wirtschaft an und dingten einen tüchtigen Knecht.

Seit mehr denn zwanzig Jahren hatte im Dorf niemand Hand an sich selbst gelegt. Kein Wunder, daß die Erregung eine allgemeine war, daß der Tod des Olemoh für Wochen und Monate den Gesprächsstoff lieferte. Die einen meinten, er habe sich im Säufertwahnsinn das Leben genommen, die andern rafaunerten, es könne nicht mit rechten Dingen zugegangen sein, es müsse noch etwas dahinter stecken, was der Aufklärung bedürfe. Im „Ritter“, wo die Feinde des Plätschmüllers ihre Zusammenkünfte hatten, wurde geradezu ausgesprochen, der Napoleon habe seinen Schwager aufgehängt. Doch war man sich darüber klar, daß man diese schwere Beschuldigung nicht weitertragen dürfe, weil man nichts beweisen konnte. Dessenungeachtet ging das „Gebischper“ von Mund zu Mund. Am Ende bekam auch der Napoleon Wind davon, wessen man ihn bezichtigte. Furchtlos stand er zwischen seinen Korn- und Weizensäcken und sprach:

„Wann ich den schlechten Hund erwisch, der das aufgebracht hat, schlag ich ihm alle Knochen kaputt!“

Der „schlechte Hund“ war nicht zu ermitteln,

aber die Flüsterstimmen wollten nicht schweigen. — — —

Und es geschah, daß der Napoleon im benachbarten Eschenbach Saatkartoffeln kaufte und seinem Sohn befahl, sie heimzuschaffen.

Der Hannfried war ein schöner Bursch, seiner Eltern Augenweide. Nur daß er gar zu leutselig war, behagte seinem Vater nicht. Blies der Alte sich wie ein Truthahn auf und sah die mittelschlägigen und kleinen Bauern über die Achsel an, war der Junge die Schlichtheit selbst und bezeugte Ehre, wem Ehre gebührte.

Der Hannfried spannte die Schimmel an und fuhr nach Eschenbach. Dort belud er seinen Wagen mit den Saatkartoffeln, und weil ihm bei der Arbeit warm geworden war, ging er ins „Lamm“, sich an einem Trunk zu erquicken.

In der Wirtsstube saß der rote Voller, ein Messerheld, der schon zweimal mit dem Gefängnis Bekanntschaft gemacht hatte. Der grünte den Müllersohn an und fragte:

„Wann hängt dann dein Vater wieder ein' uff?“

Der Hannfried, sonst duldsam und verträglich, verstand in dieser Sache keinen Spaß. Er war von seines Vaters Unschuld fest überzeugt und hatte daheim schon mit größter Erbitterung von dem „infamen Gedrätch“ gehört. Nun, da ihm zum erstenmal die schreckliche Beschuldigung so unverblümt entgegenklang, erfaßte ihn eine wilde Wut, daß er sich vor den roten Voller stellte und schrie:

„Sag das noch emal, du gemeiner Lump?“

„Gelle, du hast Stoppe in den Ohren?“ höhnte der Voller und wiederholte: „Wann hängt dann dein Vater wieder ein' uff?“

Wupp! traf ihn des Burschen Faust ins Gesicht.

Da zog der Voller blitzschnell sein Messer hervor und stieß es dem Hannfried in die Brust.

Der taumelte zurück. Aus seinem Mund floss schaumiges Blut.

Der Auftritt hatte sich ohne Zeugen in zwei Minuten abgespielt. Jetzt kam der Wirt, den ein Geschäft in den Keller gerufen hatte, wieder und schlug Lärm.

Der rote Voller sollte dingfest gemacht werden, doch stellte er sich zur Gegenwehr, und es gelang ihm zu entweichen. In aller Eile zimmerte man eine Bahre zurecht und bettete den Hannfried darauf. Zwei Männer trugen ihn heim, während

des Lammwirts Knecht mit den Saatkartoffeln folgte.

Am selben Abend noch hielt das Doktorwägelchen aus Altenhain vor der Plätschmühle. Der Arzt stellte fest, daß das Messer am Schlüsselbein abgeglitten und in die Lunge gedrungen war. Er begnügte sich damit, die Wunde zu verbinden und empfahl die größte Ruhe.

Sogleich wurde die Schleuse heruntergelassen. Das Klappern und Stampfen der Mühle ließ nach, um mählich ganz zu verstummen.

Am andern Tag fieberte der Kranke und klagte über Atemnot. Der Doktor, der zeitig vorgefahren war, nahm den Plätschmüller beiseite und sagte, es sei Lungenbrand eingetreten, man müsse sich auf das Schlimmste gefaßt machen.

„O nee“, stammelte der Napoleon, bleich vor Schrecken, „o nee! Ich hab' nur den Bub. Und geb' ihn net her. 's muß noch ein Doktor herbei. 's mag sobiel kosten, wie's will.“

Der Arzt war seiner Sache sicher, doch wollte er nicht widersprechen und schied mit den Worten:

„Gut, Plätschmüller, ich bring' einen Kollegen mit.“ —

Es war eine sternklare Februarnacht.

Aus der Spinnstube im Haus des Jockelsheinrich drangen die Klänge einer Ziehharmonika in die Mühle herüber. Burschen und Mädchen belustigten sich beim Tanz.

Der Hannfried lag mit hochrotem Kopf, doch war er bei voller Besinnung.

Um Mitternacht winkte er seinen Vater heran.

„Mir is windeweh“, brachte er mühsam hervor. „Und vom Gericht ist keins dagewest. Ich muß doch noch besagen, wie's zugenommen is.“

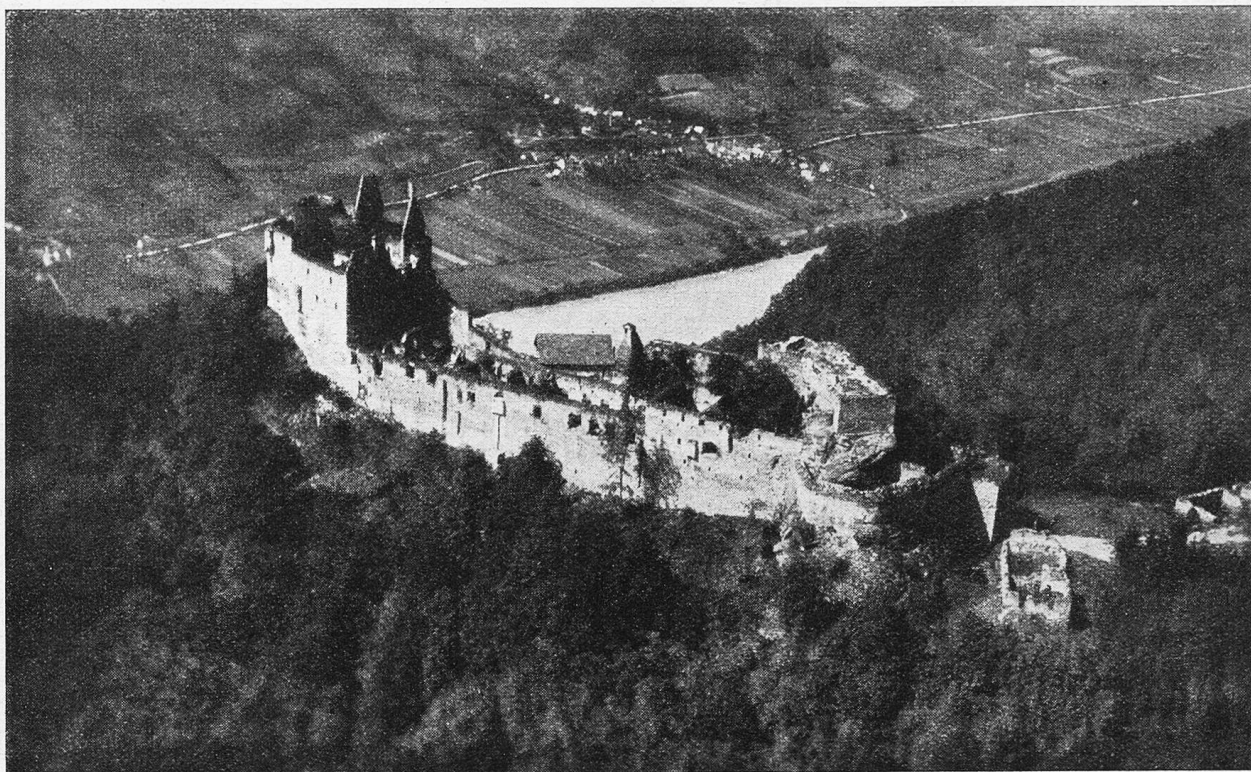
„Hab' Ruh“, beschwichtigte ihn der Napoleon, „dazu is noch Zeit genug, wann du wieder auf bist.“

Der Hannfried schüttelte den Kopf.

„Ich komm net mehr auf. Du sollst zeugen für mich. Horch zu! Der Voller wollt' mich verhönschen. Und frug, wann du wieder ein' aufhängen tättst. Das konnt ich net auf dir sitzen lassen. Und hab' ihm eine ausgewischt. Dadrauf hat he mich zusammengestoßen.“

Erschöpft hielt er inne. Ein Blutstrom quoll ihm aus dem Mund. Rasch sprang die Plätschmüllern herzu. An allen Gliedern zitternd ging der Napoleon hinaus.

Gegen vier Uhr begann des Hannfried Todes-



Wachau. Ruine Aggstein.

kampf. Sein Nöckeln scholl durchs ganze Haus. In der Gesindestube saßen Knechte und Mägde fröstelnd beisammen. Als der Morgen graute, hatte der Sohn des Plätschermüllers ausgelitten.

In der Oberstube, die mit schönen Möbeln ausgestattet war und den Wohlstand des Hauses offenbarte, hatte der Napoleon sich eingeschlossen. Keine Seele mochte er sehen. Selbst den Pfarrer, der ihm Trost zusprechen wollte, ließ er nicht vor. Ruhelos wanderte er auf und ab. Die Schreckensnacht hatte sein Haar gebleicht. Tief in den Höhlen brannten die Augen. Der kraftvolle Körper war gebrochen.

Und seine Faust hämmerte gegen die Stirn. Ein Achzen rang sich aus seiner Brust. Sein Sohn tot! Tot um des eignen Vaters willen, an dessen Schuldlosigkeit er geglaubt. Die Qual zerriß ihm das Herz. Den faulen Ast am Baum der Familie hatte er abgesägt und hatte das blühende Reis dabei zerknickt. Das Leid würde er nie verwinden.

Und er hielt Einkehr bei sich. Wie von einem Blitzschein erhellt, lag mit einem Male sein vergangenes Leben vor ihm da. Während der Schulzeit hatte er seinen Kameraden, den Jockelsheinrich, verhauen, daß der Arzt gerufen werden mußte. Als der Sohn des reichen Müllers war er

damals der Strafe entgangen. Soviel Streiche er auch verübte, stets wurde er durch das Ansehen des Vaters gedeckt. So war er in Wildheit und Übermut groß geworden, ein Selbstherrlicher, der nach Gott und der Welt nichts fragte. Als sein Vater plötzlich am Schlagfluß starb, gelangte er in jungen Jahren zur Selbständigkeit. Die Frau holte er sich vom Oberwald, sie war ihm immer treu und ergeben. Und weil ihm das Glück ins Haus hineinlief, hätten ihm die Reidharte im Dorf gern etwas am Zeug geflickt. Sie verrechneten sich aber gründlich. Denn was man den Müllern auch nachsagen mochte, er hatte das Vertrauen seiner Mahlgäste nie mißbraucht, er war immer ehrlich geblieben. Und hatte den Schlaf der Gerechten geschlafen. Jetzt war das Unglück über ihn hereingebrochen. Lieber sieben Klasten tief unter der Erde, als nicht mehr wissen, für wen man schaffte. Keinen Pfifferling mehr galt ihm sein Leben. Rasch zu nur, daß er's von sich warf.

Das Bild des Dlemoz stieg vor ihm auf, wie der mit blaurotem gedunsenem Gesicht am Mehltrappen hing. Ein Schauer lief ihm über den Rücken. Nein, dreimal nein. So sollten sie ihn nimmer finden. Er hatte die Sünde auf sich geladen, sein Fleisch und Blut hatte sich für ihn

geopfert, er war es seinem Sohn schuldig, daß er für ihn zeugte und Buße tat — vor aller Welt.

Am Sonntag vor Fastnacht wurde der Erde übergeben, was sterblich an dem Hannfried war. Nach dem Begräbnis versammelten sich die Männer und Frauen in der Plätschmühle zum Totenmahl. Und wie es bei dergleichen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, die Trauerstimmung war bald unter dem Einfluß des reichlich genossenen Brantweins und Biers verflogen und machte einer heiteren Geselligkeit Platz.

Zu oberst am langen schmalen Tisch saß der Napoleon im schwarzen Rock, den Blick wie in die Ferne gerichtet, und berührte weder Speise noch Trank.

Als es Fünfuhr läutete, erhob er sich und sprach:

Die hellste Krone.

Was ist die hellste Krone,
Was strahlt durch Raum und Zeit,
Was ist der Menschheit Zierde?
O Mensch, die Menschlichkeit.

Gebunden nicht an Sprache,
An Reichtum nicht und Ruhm,
Ist Menschlichkeit das Höchste
In unserm Menschentum.

O Menschlichkeit, du Krone,
Du klarster Lebensschein,
Ein Armer kann dein Träger
Und durch dich König sein.

„Laßt's euch schmecken, ihr Leut. Ich hab' noch einen Weg zu machen.“

Und setzte den Dreimaster auf und ging.

Draußen schüttelte Frau Holle die Federn aus, die Luft war frühlingsmild.

Wo die Dorfgasse in die Landstraße mündete, blieb er stehen und schaute noch einmal nach der Mühle zurück, die von einem weißen Licht umflossen wie ein Bild aus Märchenland lag.

Und eine Stimme ward in ihm laut: „Bist du nicht der Napoleon? Wer will dir etwas anhaben? Sei kein Narr, mach kehrt und schweig still!“ Er aber zwang die Versuchung nieder und schritt eilends weiter.

Noch vor Anbruch der Nacht hatte er die Stadt erreicht und stellte sich sofort dem Gericht.

Johanna Siebel.

Die Ratsche.

Von Johann Jakob Jehli.

Ein allgemeiner Zug bei gesunden Knaben ist der Geltungstrieb. Er zeigt sich vor allem beim Spiel und in der Rede.

Die Jungen fühlen, wie von Tag zu Tag ihre Muskeln schwellen, sich die geistigen Schwingen entfalten, wie ihre sämtlichen Kräfte wachsen, und sie erwarten ungeduldig den Tag, da die Schule sie von den Fesseln freigibt und das Leben ihnen die Tore zu männlichen Taten öffnet.

Weil den Jungen im Tatendrang Grenzen gezogen sind, äußert er sich in der minder beschränkten Freiheit der Sprache. In der Jugend sind fast alle Maulhelden. Und wenn unsere Zeit noch den Stand der Herolde kannte, wäre der Beruf nicht weniger erstrebenswert als in früheren Zeiten.

Zum Heroldsamt wurden im Altertum und im Mittelalter nur große, schöngebaute junge Männer herangezogen, die über eine klare und starke Stimme verfügten. Sie waren die Ausrufer und Verkünder der öffentlichen Feierlichkeiten. Sie waren die Kriegs- und Friedensboten. Sie zogen den Fürsten und deren Hof voran. An manchen Orten hatte man ihnen sogar das Richteramt übertragen. Bei ihrem Rufe horchten die Männer auf. Die Knaben sprangen auf die Straße, und Mädchen und Frauen füllten Türen und Fenster.

Später erfand man die Glocken, und ihr eherner Mund ist stärker und weittragender als die Menschenstimme. Um ihrem Schall freieren Raum zu geben, schaffte man sie auf die Türme. Sie sind die Herolde unserer Zeit. Sie verkünden